

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 4

Artikel: Rückkehr von Kapstadt : über die Victoria-Fälle, den Belgischen Kongo, die zentralafrikanischen Seen, das Rote Meer, Mittelmeer, Marseille, Paris, London und Basel nach Zürich : 10. Mai bis 19. Juli 1936 [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rückkehr von Kapstadt

über die Victoria-Fälle, den Belgischen Kongo, die zentralafrikanischen Seen, das Rote Meer, Mittelmeer, Marseille, Paris, London und Basel nach Zürich. 10. Mai bis 19. Juli 1936. (Schluss)

Ich suchte gleich am andern Tag die möglichen europäischen Kunden auf. Der eine erteilte einen provisorischen Auftrag, erklärte jedoch, daß er in einigen Tagen in die Ferien nach England verreise, bei dieser Gelegenheit unser Bureau in London besuchen und dann dort den Auftrag definitiv bestätigen wolle. Der andere wollte sich die Sache noch überlegen, wenn wir dem ersteren verkaufen; denn der Absatz sei infolge der kleinen Bevölkerungszahl nicht groß genug, um das Geschäft für zwei Firmen interessant zu gestalten. Bald nachher teilte mir der Chauffeur die Ursache der Motorstörungen mit. Es war ein in der Benzinpumpe sich herumbewegendes Sandkorn gewesen. Ich zahlte ihn aus und wünschte ihm für seine Planlagenerperimente und die fernere Zukunft viel Glück und besten Erfolg. Ich selbst wollte dann auch nicht weiter bleiben; denn ich sah fast gar keine Leute auf den Straßen, auch nicht in der Hotelbar, wo doch in den heißen Ländern die Leute sich immer treffen am Abend, um den „Sundowner“ zu genießen, froh, daß die Sonne verschwunden ist und die Hitze abgenommen hat. Um Zeit zu gewinnen, fuhr ich dann in einem Güterzug, auf meinem Gepäck sitzend, zusammen mit Bananen, Kühnern, Mücken und Eingeborenen, nach Jinja, wo der weiße Nil dem Viktoriassee entspringt und gleich nachher die Riponsfälle bildet, die mir aber begreiflicherweise nicht mehr einen besonders tiefen Eindruck machten, obschon ich wußte, daß Speke, der dritte von den großen Afrikaforschern, hier am 28. Juli 1862 die jahrhundertlang gesuchte Lösung über den Ursprung des weißen Nils fand. In Jinja wollte ich auch eine Dame besuchen, die nach London geschrieben hatte, daß sie sich für den Vertrieb unserer Fabrikate interessiere; sie war mit unserem Ostasienvertreter befreundet; aber als wir anfragen, darüber zu sprechen, erhielt ihr Mann,

ein Polizeioffizier, den telegraphischen Befehl, sofort nach Kampala zu reisen; warum, wußte er nicht; es mußte etwas Besonderes passiert sein, und den Grund erfuhr ich einige Tage nachher beim Öffnen der Zeitung am Bahnhof in Nairobi. Die sanfte Hügelumgebung Jinjas erinnerte mich an das rechte Zürichseeufer, allerdings ohne die Weinberge und freundlichen Dörfer, und als ich zum See hinunterschritt, um die Wassertemperatur zu prüfen, rutschte kaum 15 Meter vor mir ein etwa zwei Meter langes Krokodil ins Wasser — es hatte im warmen Sand gelegen und geschlafen. In der darauffolgenden Nacht kam sogar ein Hippo bis auf fünf Meter Distanz an mein Fenster im Hotel Ibis, wurde jedoch durch eine blühende Lagerstroemia indica-Hecke aufgehalten und konnte daher weder den Garten zerstören noch sonst irgendwelchen Schaden anrichten.

Am andern Tage, früh um vier Uhr, ging die Reise weiter nach Nairobi. Der Zug fuhr über die Nilbrücke und erreichte erst spät in der Nacht das gewaltige Rifttal. Ich verpaßte deshalb den Anblick der am Morgen dort goldig ausschauenden Seen, nachdem die weißen Nebelmassen von den immer stärker werdenden Sonnenstrahlen zerteilt waren, auch die am Abend schwarzblau und violett aussehenden Berge, las jedoch bei der Ankunft in Nairobi zu meinem Erstaunen auf den Bahnhofsplakaten fettgedruckt: „Great Epidemy of Malaria at Entebbe, Jinja and Kampala“. Nun wußte ich genug. — Ich war also während der vergangenen Tage ahnungslos in dem verseuchten Gebiet herumgewandert und herumgefahren, ohne ergründen zu können, warum überall keine Weißen zu sehen waren. Nun hatte ich auch genug für allen „Gmunder“. Ich besuchte die drei möglichen Kunden, von denen einer noch einigermaßen interessant, aber abgeflaut war, bahnte neue Beziehungen mit einer für die Zukunft viel

mehr versprechenden Firma an und notierte bei beiden an Aufträgen, was möglich war.

Die Stadt selbst bot nicht viel Interessantes. Von den zur Zeit der Höchstpreise des Kenja-kaffees (Arabica) in Büchern viel beschriebenen aristokratischen Engländerinnen und Russinnen, die damals die festlichen Anlässe der reichen Pflanzler mit ihrer Schönheit und Eleganz schmückten, auch von den Trinkgelagen war bei den gänzlich veränderten Zeiten nicht mehr viel zu spüren. Ich fuhr also am dritten Tage hinunter nach Mombasa, unterwegs mich aus der Ferne an dem roßigen Tierbild der Tausenden von Flamingos am Nakurusee, an den riesenhaften wunderschönen Wolfengebilden sowie an den wilden Tieren aller Art des großen Serengeti-Tierreservates rechts der Bahn erfreuend. Der Kilimanscharo war wie gewöhnlich in Wolken gehüllt. Ich kam dann erschöpft von Hitze, Reise und Hunger am Samstag morgen, den 20. Juni, in Mombasa an. Ich hatte mir vorgenommen, die kunstvoll verzierten Araberhäuser und Türen der Altstadt zu besuchen, war aber zu müde dazu. Ich besuchte jedoch einen alten Kunden, der jahrelang nichts mehr bestellt hatte, und vereinbarte mit ihm für Sonntag morgen die Aufgabe einer Bestellung, damit ich am Nachmittag mit dem Schiff nach Dar-es-Salam weiterfahren konnte. Die Fahrt von Nairobi nach Mombasa war eine der unangenehmsten meines Lebens. Ich fuhr zweite Klasse in einem Abteil mit drei Pflanzern zusammen, die mit ihren verschwitzten Kleidern, den mitgebrachten Fellen, ganz und halbpräpariert, von Tieren, die sie selbst geschossen hatten, einen sehr unangenehmen Geruch ausströmten und zudem verlangten, daß die Fenster die ganze Nacht geschlossen bleiben mußten. Meine vollständige Interesselosigkeit am andern Tage im alten Mombasa, wo ich nicht einmal der alten Festung Fort Jesus einen Besuch abstatten wollte, rührte wohl von dieser elenden Fahrt zur Küste her. Meine immer knapper werdenden Geldmittel zwangen mich jedoch zu sparen, wo ich nur konnte, namentlich bei den Bahnbilletten, alles verursacht durch den verunglückten Transportbesitzer am Kivusee.

Dar-es-Salam wurde ebenfalls von der deut-

schen Kolonialverwaltung seinerzeit mustergültig angelegt, und einen ganz besonders sympathischen Eindruck machte mir das im orientalischen Stil erbaute mächtige Spital mit dem großen bis zum Meer hinunter vorgelagerten Garten, das sich sehr gut dem Charakter des Landes anpaßt und der Umgebung anschmiegt.

Ich besuchte sofort die eventuell möglichen Kunden, Europäer und sogar Indier; aber es war leider nichts zu machen. Sogar die Frau des französischen Konsuls, die als Hauptbeschäftigung ein modernes Hutgeschäft führte, befürchtete die baldige Rückkehr der deutschen Verwaltung, und niemand wollte größere Verpflichtungen für teure Artikel eingehen. Ich erlebte hier den einzigen geschäftlich vollständigen Mißerfolg auf der ganzen großen Reise. Nachdem ich mir dann die hübsche Stadt angesehen hatte, legte ich mich schon ganz früh zur Ruhe, um so mehr, da auch hier das Essen fast ungenießbar war. Auf einmal, gegen 10 Uhr, erfolgte ein betäubender Lärm; englische Matrosen waren auf einem Kriegsschiff angekommen, tanzten, tranken und schrien bis gegen zwei Uhr morgens. Sie hatten Freinacht bekommen, und so war an Schlaf nicht zu denken, denn infolge der drückenden Hitze in dieser Äquatorgegend mußten die Fenster auch bei Nacht offen gelassen werden. Das Einschlafen gelang leider auch nach dem Abzug der feuchtfrohlichen Scharen nicht mehr. Bald erschien jedoch der neue französische Schnelldampfer „Bernardin de St-Pierre“, dessen größte Freude für mich Ausgehungen waren die ausgezeichneten französischen Köche, ihre Speisen und der gute Tischwein „à discrétion“ waren. Die Rückfahrt ging nun über Zanzibar mit dem schon von weitem bemerkbaren Gewürznelkengeruch und den wohl schönsten geschnitzten Türen weit herum.

Wir statteten ihm in tiefer Nacht in verdunkelten Straßen, bei Gewitterregen, einen kurzen Besuch ab. Die Damen kauften sich, wohl in Deutschland hergestellte, Reiseandenken, indische Tücher und Schmuck, und dann ging es wieder weiter über Mombassa, stets in glühender Hitze Tag und Nacht, bei Cap Guardafui vorbei, das erst sichtbar wurde, nachdem wir etwa fünf Tage übers Meer, ohne irgendwelchen Blick auf Land,

gefahren waren. Wir grüßten es von weitem freudig überrascht. Die Hitze wurde immer größer und unangenehmer. Ein Schlafen auch bei Nacht war unmöglich; aber endlich erschienen plötzlich und geisterhaft aus dichtem Nebelmeer die hohen Felsen von Aden. Bald war auch eine Anzahl großer englischer Kriegsschiffe sichtbar. Sie verliehen mir einen deutlichen Begriff von der ausgedehnten Macht britischen Imperiums. Der Eindruck war viel größer als früher bei dem Besuch von Malta, wo mir die majestätische Pracht, der eigenartige Glanz der Kirche von den Malteserrittern und der Garten des Gouverneurs ganz besonders gut gefielen, das heißt viel mehr als die großen Kriegsschiffe H. M. S. Rodney und Nelson, die damals gerade dort vor Anker lagen und besser als später der „Felsen“ bei Gibraltar. Ganz vorn auf dem Landungsplatz waren einige grüne Bäume und etwas grünes Gras zu sehen, wohl besonders gepflegt und geschützt von der wenig zahlreichen Bevölkerung dieses höllischen Blutkessels, den Aden stets für die Europäer bildet. Wir besuchten die von den Römern seinerzeit erbauten riesigen Wasserzisternen, jetzt nicht mehr benützt, und eine idyllische Oase in der Nähe mit fließendem Bächlein. Die Hauptfreude für mich bildeten jedoch die glänzend aussehenden, gutgepflegten Kamele, prachtvolle Tiere ohne Ausnahme, des „Camel Rider Corps“, die fast wie verächtlich auf die nebenan liegenden, eher schäbig und unansehnlich aussehenden Kamele der Araber herabsehen.

Der Aufenthalt dauerte nur zwei Stunden; bald ging es weiter Djibuti zu, einem anderen brennenden Hengenplatz, wo man jeden Europäer bedauern muß, der dort versucht, sein Brot zu verdienen. Als wir uns der Küste näherten, tauchte auf einmal, einige hundert Quadratmeter groß, aus dem Meer der schönste dunkelgrüne Smaragd auf, den man sich nur wünschen konnte. Ich konnte mir die seltsame Erscheinung nicht erklären; niemand unter den Passagieren war es imstande. Aber der schöne Anblick hielt mich gefangen, bis der Hafen selbst mit den Salzgewinnungsanlagen sichtbar wurde. Wir gingen ins Städtchen hinein, tranken, von vielen Fliegen geplagt, kühles Bier



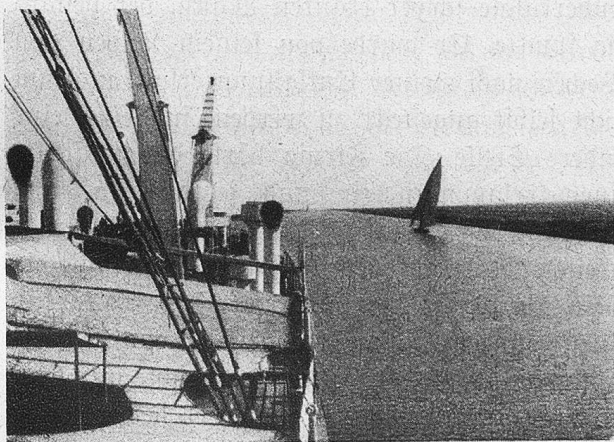
«Djibuti»

unter den schattenpendenden Lauben des Hauptplatzes. Ein Araber erbot sich als Führer, um uns die Stadt zu zeigen. Wir wurden über den Preis einig und gingen dann zuerst zum Marktplatz, wo die Kamele — es waren ihrer viele hundert — rasteten und die kühleren Abendluft abwarten mußten, um dann die beschwerliche Reise ins Innere nach Abessinien oder Somaliland anzutreten. Ein junges, hübsches Arabermädchen rief mir, als den andern zuletzt Nachfolgenden, zu: „Monsieur, deshabiller“, zeigte auf eine nebenanstehende elende Blechhütte. Ich ging weiter, und bald nachher erklärte mir der Führer, als ich auf ein vergittertes, zweistöckiges Haus fragend hinwies, dies sei ein „Freudenhaus“ mit Europäerinnen. Es war der glühenden Sonne mit seinem die Wirkung derselben natürlich stark verschlimmenden Blechdach voll ausgelegt; der furchtbar gemein und roh aussehende Patron stand vor dem Eingang, und ich konnte mir die Tragödie von Schmerz und Leid dieser aus Europa hieher verschleppten armen Geschöpfe lebhaft vorstellen. Wann wird es den vereinigten Kräften der Frauenvereine in den sogenannten zivilisierten Ländern der Erde oder einer zweiten Josephine Butler gelingen, diesem furchtbaren internationalen Skandal, der in London allein pro Jahr über 20 000 Frauen und Mädchen spurlos und hoffnungslos einem baldigen Siechtum überliefert, ein Ende bereiten?

Am späten Nachmittag fuhr das Schiff wieder ab, dem Roten Meere zu. Die Luft wurde

immer schwüler, niemand rührte auch die besten Speisen mehr an; alles war ermattet und wurde erst wieder frischer und lebensfreudiger, als am dritten Tage endlich gegen vier Uhr nachmittags ein kühles Lüftchen über das Schiff hinwegstrich, das nahe Mittelmeer ankündigend. Ich lag ganz oben auf dem Verdeck in einem bequemen Liegestuhl, auch noch viel später, als das Nachteffen eingenommen wurde, und betrachtete den Sonnenuntergang in unbeschreiblich schön strahlendem Glanz bei beständig wechselnden Pastellfarben, während gleichzeitig auf der anderen Seite der Mond in eigenartig düsterem Farbenspiel aufging. Die schönen, schweremutsvollen Melodien der langsamen Sätze eines Beethovenschen Klarinettentrios und des Brahms'schen Klarinettenquintetts zogen durch mein Gemüt, bis erschöpfende Müdigkeit das Sinnen und Träumen in der ägyptischen Sommernacht in kurzen, wohlverdienten und erquickenden Schlaf verwandelte.

Endlich gegen 10 Uhr nachts wurden große Lichtsignale in Rot und Grün sichtbar; es sind die Hafensignale von Suez. Der Lichtwirrwarr,



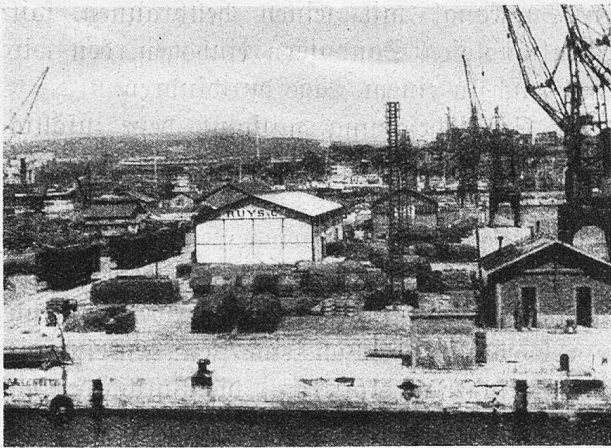
«Suezkanal»

der uns nachfolgenden und uns begegnenden Schiffe, hauptsächlich aber immer wieder die riesig großen Zeichen in Grün und Rot verwirrten mich; ich kam mir zum erstenmal auf allen Reisen wie verloren vor, fast wie hilflos; ich kannte mich in der später stockdunklen Nacht nicht mehr aus, verlor den Orientierungssinn und fühlte mich erst wieder sicher, als wir in

den Suezkanal mit seinen hellbraunen, fast vegetationslosen Sandufern einbogen, den wir dann rasch in einem Tage durchfuhren.

Die Schiffsbesatzung mitsamt dem zufällig anwesenden Oberinspektor der Schiffsgeellschaft wünschte sehnlichst, ihr Nationalfest, den 14. Juli, zu Hause verbringen zu können. Es wurde beschlossen, für die Fahrt nach Marseille nur fünf Tage anstatt sechs zu verwenden, und so verblieb also für mich keine Zeit, den eintägigen Ausflug nach Kairo und die Pyramiden zu machen. Ich hätte gerne einen Teil meiner stets mitgeführten Bargeldreserve in Gold geopfert, um dann das Schiff wieder in Port Said zu erreichen. Der Aufenthalt in Suez wurde also auf eine Stunde beschränkt. Es war dort wohl auch nicht viel zu sehen, und am andern Tage kamen wir, zur großen Freude aller, namentlich aber der 14 Kinder, die mit ihren Eltern, 11 Ärzten und ihren Frauen, aus Madagaskar und Reunion nach Frankreich in die Ferien fuhren, in Port Said an. Die Kinder waren eine richtige Plage gewesen. Sie verteilten sich über das ganze Verdeck, schrien und krächten an allen Ecken; fing eines zu heulen an, so folgten gleich zwei oder drei andere nach, um das Konzert noch interessanter zu gestalten. Die fast unerträgliche Hitze trug natürlich viel zu ihrer Widerlichkeit bei. Die Mütter kümmerten sich überhaupt nicht um das Schreien und wußten wohl auch nicht, sie zu trösten. Die eingetretene kühle Temperatur des Mittelmeeres war daher für alle auf dem Schiffe eine unendlich willkommene Wohltat.

Wir besuchten die kleine Stadt, welche einen der schlechtesten, ja verrufensten Namen im ganzen Osten hat. Es soll allerdings im Laufe der letzten Jahre viel besser geworden sein; ich besuchte auch zwei Teppichhändler, sah aber nichts Besonderes bei ihnen, und bald fuhr das Schiff, nachdem wir noch der letzten, so wohlgefälligen arabischen Segelbarke einer Dhow, zugewunken, in fast rasender Fahrt auf spiegelglatttem Wasserpiegel in fünf Tagen am rauchenden Stromboli vorbei. Sehr höflich wartete er auf mit einigen Lavaeruptionen, von Rauchwolken begleitet. Rühn schmiegen sich an den Bergabhäng Bergnester, deren Bewohner man



«Marseille»

infolge der ihnen stets drohenden Gefahr wirklich bewundern muß.

In Marseille stiegen die Matrosen und Schiffsbedienten aus, die Passagiere ebenfalls, und ich selber bestieg einige Stunden später nach einem sehr willkommenen Spaziergang durch die Rue Cannebière und den hübschen alten Hafen den Schnellzug nach Paris. Die Fahrt durchs fruchtbare, geeignete Rhonetal und das Burgund hinauf mit der landschaftlich so harmonisch schönen Gegend war immer ein hoher Genuß. Das Herz schlug höher beim Anblick dieser die schönsten Gemüse, Weine und Früchte hervorbringenden Gegend. Dies war nun doch noch etwas anderes als das Land der Löwen, Giraffen und Antilopen, und am andern Morgen erfolgte die Ankunft im Gare de Lyon in Paris. Gerne wäre ich geblieben, um das glänzende und doch so einfache Volksfest mitzumachen; jedoch meine ganz zusammengeschwundenen Geldmittel erlaubten es nicht mehr; es reichte nicht einmal zu Frühstück oder Mittagessen im Zuge; ein Stück Brot und Schokolade nach der Ankunft im Gare du Nord mußte genügen. Hätte ich es aber früher überhaupt je für möglich gehalten, daß ich einmal in Paris ankommen würde, ohne dem Louvre, den Seerosen Monets in der Orangerie, dem Luxemburg und dem Rosengarten von Bagatelle einen Besuch abzustatten, oder dem „Jardin du Roi“ in Versailles zur Rhododendron- und Azaleezeit, zu dem wir einige Male die vierstündige

Strecke von Montmartre aus zu Fuß übers Bois de Boulogne, Bois de St. Cloud und Clamart begeistert hin und zurückgewandert waren? An das „arm leben müssen in Paris“ hatte ich mich allerdings schon vor 30 Jahren gewöhnt. Zwei liebe Studienkollegen und ich gingen seinerzeit nach Beendigung der Handelshochschule aufs Pflaster nach der uns außerordentlich stark anziehenden „ville lumière“, und da wir infolge der noch fehlenden praktischen Erfahrung nur untergeordnete Stellen finden konnten, die schlecht bezahlt waren, so mußte das viele unentgeltlich dort Sehenswerte uns für die Entbehrungen entschädigen, was in reichem Maße geschah. Meine Arbeitszeit dauerte damals 11 Stunden, Ferien gab es keine, auch keine freien Samstagnachmittage, und als ich einmal infolge eines in einem ganz billigen Restaurant verdorbenen Magens von der Arbeit wegbleiben mußte, wurde das Gehalt für jede fehlende Minute abgezogen. Daß es bei solchen Zuständen Kommunisten gibt, ist gewiß kein Wunder; denn schlechte Arbeitgeber schaffen die viel mehr als die gedruckten Pamphlete. Mein Arbeitsplatz war neben einem an Tuberkulose schwer kranken Mann, der beständig spuckte. Er wurde von seinem Leiden drei Wochen nach meiner Entlassung erlöst, und um nicht selbst angesteckt zu werden, suchte ich eine andere Stelle. Die Firma hörte davon, stellte einen Ersatzmann ein und setzte dann mich selbst auf die Straße. Nun war ich also zum zweiten Male auf dem Pflaster. Bald machte mein Barbetrug nur noch Fr. 50.— aus für einen ganzen Monat — mein Wohnungsbeitrag war Fr. 36.50 — der Rest reichte nur noch für Brot und Milch. Der Dessert bestand aus zurückgelassenen Apfelschalen meiner Freunde. Ich war zu stolz, um wegen weiterer Unterstützung nach Hause zu schreiben, fand aber dann fünf Wochen wieder Arbeit, und ein Jahr später, weil ich eine bessere Stelle zu erreichen hoffte, auf eigene Veranlassung hin Beschäftigung zum dritten Male.

Trotzdem nun schon alles so weit zurückliegt, weiß ich bestimmt, daß wir unsere Armut und oft mißliche Lage gar nicht als solche empfanden; denn an den Sonntagen erwarben wir

immer neue Kräfte und neue Freude durch die Ausflüge in die französische Landschaft mit ihren weichen, wohlthuenden Farben und Formen, durch den Besuch der vielen Museen, der Schaufensterauslagen von Antiquaren und Kunsthändlern, der Concerts Colonne und der Capet-Konzerte. Der alte Capet mit seinem mächtigen Brahmsbart spielte mit seinem ausgezeichneten Quartett jeden Winter in der Salle des Agriculteurs sämtliche Beethoven-quartette.

Pariser Erinnerungen hätten mich wohl noch lange auf dem Bahnsteig festgehalten, wenn nicht „En voiture, s'il vous plait“ wiederholt gerufen worden wäre, und bald fuhr der Zug also weiter über Boulogne nach Calais, die von mir so oft befahrene Strecke. Die Kanalüberfahrt war ausnahmsweise ganz ruhig; die weißen Kreidefelsen Dovers wurden sichtbar. Bald hatten die Reisetrapazen und die Reise selbst ein Ende erreicht. Die Zollbeamten kannten mich schon, auch hier wie an manchen Grenzstationen des Kontinents. Ich habe nie Anstände mit ihnen; mein großer Schuhsack ist überhaupt nur einmal während der nun zwanzig Jahre dauernden großen Reisen, das heißt in Constanza, geöffnet worden, als die Luxus-einfuhrverbote Rumäniens erfolgten, und endlich war Viktoriastation in London erreicht. Mein Barbetrag zählte noch genau sechs Schilling und ein Penny. Ein Taxi führte mich rasch zum mehrjährigen Absteigequartier im Hyde Park Place. Underntags erfolgte die Begrüßung und der kurze Rapport im Bureau, und in Norwich der Besuch bei lieben englischen Freunden, unter anderm bei einer Familie, die, mit unbeschränkten Mitteln ausgestattet, ihr ganzes Leben dem Reisen, der Kunst und Musik widmen konnte. Mutter und zwei Töchter spielten jede drei Instrumente vortrefflich. Wie angenehm wurden früher die Samstage oder Sonntage in diesem vornehmen und doch warmherzigen Milieu verbracht, wenn das Wetter den Besuch von New Gardens, Hampton Court, der Surrey oder Chiltern Hills mit ihren schön gelegenen oder angelegten Landschaften, den prachtvollen und doch ruhig wirkenden Gartenanlagen nicht erlaubte.

Drei Tage später (am Abend vorher besah ich mir noch den „Firebird“, „Les Présages“ und die Tänze aus „Prinz Igor“ des russischen Balletts in Convent Garden — was für ein Gegensatz kaum ein Monat früher mit dem großen, stillen Schweigen der unberührten Wildnis!) erfolgte die Weiterreise über Folkestone, Boulogne, Amiens, Belfort nach Basel mit dem bekannten trefflichen, aber einfachen Frühstück im dortigen Bahnhof, bestehend aus frischer Milch, knusperigen Weggli und Kirschkonfitüre. Zuletzt erfolgte der Besuch in der Fabrik und in Zürich zu ebenfalls kurzen Erklärungen und zum Rapport. Dann endlich kam die Fahrt zum Rhein hinunter. Nicht einmal das heftige Zuschlagen der Wagentiiren durch die Kondukteure, welches uns Schweizern wohl von allen unsern Gebrechen bei den Fremden am meisten den Ruf eines groben Volkes verschafft, störte meine Heimkehrgedanken.

Freundlich grüßte das Glattal, Eglisau, der Rheinfluss, von weitem schon Schloß Hohenklingen, und dann hielt der Zug im Bahnhof, welchen mein kaum 200 Einwohner zählendes Heimatdorf mitbenützen darf. Die rechtzeitig benachrichtigte treue Verwalterin winkte, und es erfolgte bald der Einzug, der Einfachheit halber nicht ins Großvaterhaus, sondern ins sogenannte Rebhaus, früher Amts- und Trinkstube des Zürcher Landvogtes für das nahegelegene Städtchen bildend, wo wie gewohnt in der Stube ein mit auffallend künstlerischem Geschick zusammengestellter Strauß von Feldblumen und im mystisch halbdunkeln Rheinzimmer mit der reichgeschmückten Decke — unser Landesmuseum und andere hatten sie einst kaufen wollen — eine alte Mingvase mit Blumen aus dem großväterlichen Garten mir den willkommenen, stummen, aber so sympathischen Heimkehrgruß entboten.

Ich war nun wirklich müde von der langen Reise, dem vielen Gesehenen und Erlebten, und hatte nur den einen Wunsch, immer noch gesund in die dunkel getäferte Stube des freundlichen Bauernhauses am Nordhang des Stammheimerberges eintreten und mich ans offene Kaminfeuer setzen zu dürfen. Es ist so still dort in der alten Renaissancestube, auch tagsüber, daß

ich nirgendswie lieber hingehen möchte, um lange auszuruhen. Von dem östlichen Stubenfenster schweift der Blick über die bunten einheimischen und fremden Blumen des Gärtleins hin; von den drei anderen größeren Fenstern gegen Süden über eine der Wiesen, wo mir sogar eßbare Pilze wachsen und die hohen weißen Spiräen blühen, über die Obstbäume zum Waldrand hinauf, wo meine wohl 150 Jahre alten Tannen, Föhren und Eichen Schildwache stehen. Der Ort ist kaum 10 Minuten vom Waldweg entfernt, den wir jeweils als Ferienfinder von der Kantonshauptstadt her zu Fuß über die Thurbrücke, Warth, Hüttwilen, Schloß Steinegg, Hof Buck bei Nußbaumen marschierend über den Berg herunterkamen und die uns im Laufe der vielen Jahre so lieb und vertraut gewordene Rheingegend, sowie unser Ahnendorf, mit hellem Jubel begrüßten. An all diesen Orten wurde kürzere Rast gemacht, auf dem Bauernhof Buck, wo liebe Verwandte wohnten, und dort die drei kleinen stillen Seen mit der sie reizvoll belebenden Burgruine, das schweizerische Hügelland und an hellen Tagen die ganze Alpenkette von den Bahrtschen bis zu den Berner Alpen sichtbar waren. Nach beendigten Ferien folgte stets der Rückmarsch über Berg und Wald mit dem durch Heuen, Emden, Getreideernten, Rübenputzen, Kartoffeln- und Obstauslesen, Viehhüten und bei der Weinlese verdienten Taschengeldern und mit den vollgepfropften schweren Säcken eingesammelter Nüsse und Haselnüsse.

Zur nächsten Vollmondzeit will ich dann abends wieder zu den Tannen dort oben hinaufgehen, mich hinsetzen, Goethes Gedicht „An den Mond“ still vor mich hinsagen und den ganzen Zauber der auch heute noch fast unverdorbenen Gegend von neuem auf mich einwirken lassen. Gegen Osten überblickt man den größten Teil des Untersees mit den vielen zum Teil noch erhaltenen oder halb zerfallenen Schlössern und Burgruinen, die stundenweiten Wälder des Seerückens, die Insel Reichenau mit ihren uralten, unter- und oberirdischen Kirchen. Man entdeckt auch die stattliche Landkirche Dehningens, das von Toren und Türmen

umgebene mittelalterliche Städtchen mit dem schlanken, sehr hohen Kirchturm, den ein Zimmermann aus meinem Dörflein aufgerichtet. Man erkennt die weltbekannte Klosteranlage am Rhein, die stolz und kühn über dem Ganzen thronende Burg mit dem feierlich klingenden Namen, die Rheinbrücke, die ich gewiß tausendmal überschritten habe seit jenen jungen Jahren, da ich als Ferienbub den Tanten half, den mit Äpfeln, Birnen, Zwetschgen und Quitten vollbeladenen großen Leiterwagen auf den Obstmarkt zu bringen. Man genießt die ausgedehnten Wälder und Nebgelände des Klingenberges und Wolfenstein, unser Rebhaus beim Rheinschloß, wegen der darin enthaltenen Schätze von den Nachbarn wohl treffend, aber nicht boshaft die „Räuberhöhle“ genannt, den sich ganz gemächlich durch das liebliche Tal windenden grünen Rhein, das flott restaurierte Kirchlein der Probstei, die altromantische Mühle an der Viber, und weit hinaus die Högauberge Scheffels mit Hohentwil, Hohe Krähen, Hohe Stoffeln, Hohe Höwen und dem Mägdeberg, wo die Schäfer heute noch froh und unabhängig mit Hund und Schafen über die Weiden ziehen und ein Bild erwecken, das uns etwa 300 Jahre in die Vergangenheit zurückversetzen mag. Ich habe nur etwa fünf Minuten zu gehen bis dort hinauf zum Wald, und wenn ich mich niedersetze, höre ich das leise Rauschen des Bächleins, das der ganz nahen Waldwiese entspringt, wo gelbe, violette und „Summeltragende“ Orchideen blühen. Auch heute noch gibt es keine Naturschutztafel dort, denn die freundlichen Dorfbewohner, ihre schöne Heimat über alles liebend, pflücken sie nie. Das Bächlein rieselt flink und froh durch den Wald, über die Bergwiesen mit ihren im Frühling dicht übersäten gelben Schlüsselblumen, blauen Enzianen und Dotterblumen, später mit Herbstzeitlosen, und hinunter zu meiner Wiese mit den vielen Nußbäumen, den Haselnuß- und im Mai so überreich blühenden und stark duftenden Prunus padus-Sträuchern. Dann vereinigt es sich mit mutiger Wanderlust mit dem Dorfbach, der weiter unten die Forellenteiche eines Nachbarn speist, und sich dann mit kühnem Vertrauen dem mächtigen Bruder Rhein

anschließt zur großen Fahrt weit über die Tief-
lande hinaus bis zum fernen Meer.

Zwei Architekten und zwei Zimmerleute aus
unserer Familie haben nacheinander im Ver-
laufe der etwa 90 Jahre seines Bestehens am
Häuschen herumgebaut; alle haben es ver-
bessert, keiner etwas daran verdorben, alle mit
seinem wohlausgeglichener Formgefühl nur
das Notwendigste ergänzt oder erneuert, und
mein Bruder, der den schwierigen Umbau vor
15 Jahren vornehmen und leiten mußte, hat
auch hier sich nicht von dem Grundsatz seines be-
deutenden Lehrers an der Technischen Hoch-
schule abbringen lassen: „Im Weglassen zeigt
sich der Meister“.

Frei, unabhängig und geborgen sein ist der
sehnlichste Wunsch aller Auslandschweizer, die
eben auch unter den besten Rechtsverhältnissen
in der Fremde doch immer nur geduldet sind
und bei internationalen Störungen und Ver-
wicklungen dies erst recht zu spüren bekommen.

Es zieht mancherlei Sehnsucht im Verlauf
eines langen Lebens durch die Brust empfind-

samer Menschen; ich war tief ergriffen, als ich
im Jahre 1930, unter Toscaninis Leitung, das
Sehnsuchtsmotiv am Anfang von „Tristan und
Isolde“ in dem wundervoll akustischen Fest-
spielraum zu Bayreuth auf dem Cello erklin-
gen hörte, und erwachte nach dem erschütter-
nden Trauerspiel mit seinem einzig schönen zwei-
ten Akt, den man immer wieder erleben möchte
und nie vergessen kann, fast wie aus einem
Traum. Heute aber sehne ich mich eher nach dem
Gesang der Vögel im Walde, um die bleierne
innere Spannung zu lösen. Meiner schwerfran-
ken, unsäglich leidenden guten Mutter, die ihr
Leben lang trotz dem Auferziehen von fünf
Kindern immer noch Zeit fand, so vielen Ar-
men und vom Schicksal Geschlagenen zu helfen
und sie wieder aufzurichten, sang einst eine An-
nel das Sterbelied; und so sehne ich mich, wenn
es mit mir zu Ende gehen muß, nach nichts an-
derem mehr als meinem Söhnlein und meinen
lieben Geschwistern, die in meinem bewegten
Leben so viel Geduld mit mir gehabt haben, die
Hand zu drücken und unter dem Gesang der
Singvögel im Obstgarten die Augen zu schließen.

SPÄT- HERBST

Marie Bretscher

O dunkles Gold der letzten Spätherbsttage,
Wie stehn die Bäume jeder so allein!
Der Wind streicht durch das Tal wie eine Klage,
Und kühl verlöscht der Sonne müder Schein.

Der Himmel flammt nicht mehr zu holden Festen,
Die Felder leer, der Tisch ist abgeräumt.
Ein Finklein sucht nach kümmerlichen Resten,
Und stille fließt der Bach und wie verträumt.

Auch ich verträumt; ein Blatt streift meine Wange
Und fällt, sich selber eine kleine Last,
Und über mir, wie eine Silberspange,
Schmiegt sich der Mond um einen dunklen Ast.

Hier unten Welken und dort oben Reifen.
Welch tiefe Ruhe um den klaren Sinn!
Ich fühle deine Hand nach meiner greifen,
Als wüsstest du, dass ich getröstet bin.